

Universitätsbibliothek Wuppertal

Die Antike und wir

Zieliński, Tadeusz

Leipzig, 1909

Fünfte Vorlesung

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-3223](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-3223)

FÜNFTE VORLESUNG.

Bis jetzt haben wir uns in dem engen Kreise, den ich mit dem Worte ‚Schulantike‘ bezeichnet habe, bewegt; ich bemühte mich, die bildende Bedeutung der Studien klarzustellen, welche in den klassischen Gymnasien die zum Erlernen der sogenannten ‚alten Sprachen‘ bestimmten Stunden ausfüllen. Es waren dies, wie Sie sie sich erinnern werden — erstens, das System der alten Sprachen als solcher, das in seinen drei Bestandteilen, der Etymologie, Semasiologie und Syntax, gelehrt wird; und zweitens die Literatur der beiden Völker, die an der Hand der Urtexte während der sogenannten Klassenlektüre der Schriftsteller durchgenommen wird. Aber die Rolle, die die Antike spielt, und ihre Bedeutung für unsere heutige Gesellschaft beschränkt sich nicht auf den Teil von ihr, der in der Schule behandelt wird: wie ich schon in der ersten Vorlesung gesagt habe, sehe ich in der Antike eine der Hauptkräfte, die auf die Kultur der europäischen Menschheit einwirken. Diese kulturelle Bedeutung festzustellen und zu erklären — das ist die Aufgabe, an deren Lösung wir nun herantreten.

Bevor wir jedoch ans Werk gehen, wollen wir einen letzten Blick auf die Schule und die Schulantike zurückwerfen. Habe ich etwa alles gesagt und entwickelt? Selbstverständlich nicht. Weder machten noch machen meine Erwägungen Anspruch auf Vollständigkeit; ich wollte nur Ihre Aufmerksamkeit auf die wichtigsten Seiten des Gegenstandes lenken, oder, um mich vorsichtiger auszudrücken, auf die, welche mir die wichtigsten schienen; als Gewissenspflicht erscheint es mir, wenn auch in aller Kürze, auf diejenigen Seiten hinzuweisen, die andern als die wichtigsten erscheinen mögen, und die ich mit Absicht nicht berührt habe. Es sind dies zwei: als ich die intellektualistische Bedeutung der Antike betonte, habe ich ihre sittliche Bedeutung beiseite gelassen; gleicherweise habe ich, als ich mich über die bildende Bedeutung der Antike ausließ, fast ganz das sie begleitende Utilitätselement vergessen. Das nachzuholen, geht jetzt nicht mehr an; gestatten Sie mir nur, die zwei Einwendungen klarer zu formulieren.

Ich habe die unmittelbar sittliche Bedeutung der Antike für die Erziehung beiseite gelassen; andere hätten vielleicht gerade diese hervorzuheben gesucht. Sie hätten uns darauf hingewiesen, daß die Antike uns unsterbliche Vorbilder sittlicher Größe und heroischen Bürgersinns überliefert hat, wie sie sich in ihren historischen Helden — Leonidas und Aristides, Fabricius und Regulus, und vor allen Dingen und hauptsächlich in Sokrates — oder in den durch die reiche Phantasie ihrer Dichter geschaffenen Gestalten — des Achilles und der Antigone, des Ödipus und der Iphigenie — verkörpert haben. Ich glaube, das ebenso gut und ebenso stark zu empfinden, wie nur irgend jemand; aber davon zu sprechen trug und trage ich Bedenken. Ich bin absichtlich auf dem Gebiet des Intellektualismus geblieben; auch hier haben sich uns keine leichten, aber dennoch lösbare Aufgaben entgegengestellt. Der Prozeß aber der sittlichen Reaktion ist mir vollständig rätselhaft, und ich kann nicht einmal erkennen, in welcher Richtung wir seine Enthüllung zu suchen haben. Wenn ich somit alle hierauf bezüglichen Fragen beiseite gelassen habe, so geschah das nicht, weil ich ihnen keine Bedeutung beimaß, sondern weil ich mir ihnen gegenüber meiner Ohnmacht bewußt war.

Anders steht es mit der utilitarischen Bedeutung der Antike; diesen Punkt habe ich deshalb beiseite gelassen, weil ich ihm nur eine Bedeutung zweiten Ranges beimessen konnte. Ich weiß, daß viele mir hierin nicht beistimmen werden; jeder, welcher die Frage in der Form stellt: „welchen Nutzen habe ich im Leben von der lateinischen und griechischen Sprache?“ meint vor allen Dingen und ausschließlich ihre utilitarische Bedeutung. Und eine solche haben sie natürlich auch, und sie würde wenigstens für eine weitere Vorlesung ausreichenden Stoff bieten; aber unsere Zeit ist knapp bemessen, den Utilitätsgesichtspunkt müssen wir beiseite lassen. Damit er sich jedoch nicht ganz übergangen glaubt, wollen wir dennoch kurz, ohne auf Einzelheiten einzugehen, die wichtigsten hierauf bezüglichen Thesen formulieren. Also: erstens muß man die lateinische Sprache kennen, um sich bewußt die französische und überhaupt die romanischen Sprachen aneignen zu können, deren Erlernung die Kenntnis der lateinischen Sprache geistig belebt und erleichtert. Zweitens ist die Kenntnis der lateinischen Sprache dem Juristen unentbehrlich, in Anbetracht der wichtigen Rolle, die das römische Recht, sowohl in der Entwicklung des modernen Rechts, als auch beim Studium der Rechtswissenschaften an der Universität, gespielt hat und noch immer spielt. Drittens ist die Kenntnis beider alten Sprachen nötig zum Verständnis ihres lexikalischen Bestandteiles, der in alle Kultursprachen Eingang gefunden hat, besonders aber — um sich die wissenschaftliche

Terminologie einprägen zu können, die sie erleichtert und durchgeistigt; diese Seite macht sich besonders den Medizinern und Naturwissenschaftlern bemerkbar. Viertens, bedürfen unbedingt der Kenntnis der beiden alten Sprachen die künftigen Historiker und Philologen, die wieder ihrerseits dem Lande unentbehrlich sind. Endlich bedarf, kraft kultureller Bedingungen, die ich zum Teil schon gestreift habe, besonders Rußland der Kenntnis der griechischen Sprache, da seine Kultur Byzanz zum Ausgangspunkte hat; ein russischer Literaturforscher und Historiker, der nicht griechisch versteht, ist als selbständiger Gelehrter einfach undenkbar. Dies sind die Erwägungen utilitarischen Charakters zum Besten der klassischen Bildung; man könnte sie bedeutend ausführlicher entwickeln, begründen und illustrieren, — dies wäre gar nicht so schwierig und würde sehr überzeugend wirken. Aber erstens, muß ich wiederholen, haben wir hierzu keine Zeit; zweitens kann diese Aufgabe, eben weil sie verhältnismäßig so leicht ist, der Einsicht jedes einzelnen überlassen werden; drittens endlich hatten wir schon die Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß das Utilitätsprinzip in der Schule nur eine helfende und dienende Rolle spielen kann.

Aber nun wollen wir die Schule und ihre Aufgaben verlassen; ihre Zöglinge, die Gymnasiasten und Realschüler, sind aus der Schule ins Leben getreten, haben sich Spezialwissenschaften zugewandt und bilden nun, jeder gerüstet mit seinem Wissen, seinem Können und seinen Erfahrungen, die gebildete Gesellschaft. Innerhalb dieser Gesellschaft vollzieht sich nun unter Beteiligung aller ihrer Glieder der Austausch der Kulturgüter; das Resultat dieses Austausches ist — die geistige und sittliche Kultur der Gesellschaft in der betreffenden Epoche. Nun fragt es sich: Bildet die Antike einen Bestandteil dieser Kultur, und wenn ja, worin besteht ihre Bedeutung?

Bevor ich an die Beantwortung dieser Frage herantrete, halte ich es für nützlich, Ihnen die entsprechende Antithese, — die zweite von den dreien, die ich zu Beginn meiner Vorlesungen aufgestellt habe, ins Gedächtnis zurückzurufen. „In betreff der Antike als eines Elements der modernen Kultur,“ sagte ich damals, „hat in der Gesellschaft die Meinung feste Wurzeln gefaßt, daß sie darin eine nichtige Rolle spiele, da sie durch die Erfolge des modernen Denkens schon lange überflügelt sei; der Kenner wird Ihnen aber sagen, daß unsere geistige und sittliche Kultur der Antike noch nie so nah gestanden hat, daß wir sie noch nie so nötig gehabt haben, daß wir aber auch noch nie so vorbereitet gewesen sind, sie zu verstehen und in uns aufzunehmen, wie gerade jetzt.“ Damals habe ich auch die bemerkt, daß die erste dieser beiden Meinungen — die Frucht eines Mißverständnisses ist; ich will Ihnen nun erklären, worauf dieses

Mißverständnis beruht. Viele sind nämlich nicht imstande, sich eine andere Vorstellung vom Einflusse der Antike auf unsere heutige Kultur zu bilden, als die, welche in der Anerkennung der Antike als Norm für die Gegenwart begründet ist. Dann fragen sie: worin zeigt sich denn diese normative Bedeutung der Antike für unsere Kultur? — und antworten nicht ohne Grund: in nichts. Kann etwa die antike heidnische Religion unserer christlichen als Norm und Vorbild gelten? Natürlich nicht. Können wir unsere Staaten nach Analogie der antiken einrichten, sei es nun die athenische Republik, oder das römische Imperium? Auch nicht. Kann unsere Kenntnis der Natur und des Menschen durch Tatsachen, die den Alten bekannt waren, uns aber unbekannt sind, bereichert werden? Nein, oder doch nicht bedeutend. Sollen wir unsere Poesie, Architektur, Malerei in den Rahmen der antiken Technik dieser drei Künste zwingen? Nein. Was kann somit die Antike für unsere heutige Kultur sein? — Sehr viel.

Der normative Gesichtspunkt ist nämlich a priori nicht nur in bezug auf die Antike, sondern auch sonst verfehlt. Wir alle, die wir das Feld der Antike bebauen im Bewußtsein der Wichtigkeit und Fruchtbarkeit unserer Tätigkeit für unsere Zeitgenossen und Nachkommen — wir alle protestieren einstimmig gegen diesen Gesichtspunkt, der uns insinuiert wird bisweilen von Verbündeten, deren Eifer aber in keinem Verhältnis steht zu ihrer Vernunft, öfter jedoch von unwissenden oder böswilligen Gegnern. Nein, meine Herren; wir beabsichtigen nicht, Sie zum Gewesenen zurückzuführen; unsere Blicke sind vorwärts und nicht rückwärts gerichtet. Wenn die Eiche ihre Wurzeln tief ins Erdreich versenkt, auf dem sie wächst, so tut sie das nicht, weil sie zurück in die Erde wachsen will — sondern weil sie aus diesem Boden die Kraft schöpft, die es ihr ermöglicht, sich zum Himmel zu erheben und alle Sträucher und Gräser, die ihre Lebenskraft nur aus der Oberfläche erhalten, zu überwachsen. Die Antike soll nicht die Norm, sondern eine belebende Kraft der heutigen Kultur sein.

Und von diesem Gesichtspunkt aus wird der Satz verständlich, daß der menschliche Geist noch niemals so vorbereitet gewesen ist, die Antike zu begreifen und aufzunehmen, als gerade jetzt — denn er bedarf einer entsprechenden Ergänzung: „noch niemals war die Antike so geeignet, vom Menschen verstanden und aufgenommen zu werden, als gerade jetzt“; aber diese Ergänzung betrifft nicht mehr die Antike selbst, sondern die Wissenschaft von der Antike, diese Wissenschaft aber müssen wir, in Übereinstimmung mit unserem Programm, auf später verschieben. — Es gab eine Zeit, da die Leute die Geschichte ihres Vaterlandes nicht kannten und sich auch nicht für sie

interessierten; „Sie finden alles in der alten Geschichte“, sagte noch Mably, dessen Tätigkeit in die Zeit vor der französischen Revolution fällt, „es ist nicht nötig, die neue Geschichte zu studieren, in der man doch nichts, als Dummheiten und Roheiten findet“. Damals suchten eben die Menschen in der Vergangenheit Normen für die Gegenwart. Doch es erwachte der historische Sinn; das Studium der vaterländischen Geschichte zog die Menschen wohl von dem Studium der alten Geschichte ab, aber es verlieh dafür der letzteren eine neue, bisher unbekannte Bedeutung. Es zeigte sich, daß die Kulturgeschichte jedes der modernen Völker ein kleines Bächlein bildete, bis sich in sie der breite Strom der Antike ergoß, der alle Ideen mit sich führte, von denen wir noch heute leben, einschließlich des Christentums; so ergibt sich denn, bei historischer Betrachtung, daß jeder von uns zwei Vaterländer besitzt: das eine ist das Land, nach dem wir uns nennen, das andere — die Antike. Um dies in einer kurzen Formel auszudrücken, gestatten Sie mir, die Lehre der griechischen Theologen heranzuziehen, die in der Natur des Menschen drei Bestandteile unterschieden — den Leib, die Seele und den Geist ($\sigma\acute{o}\mu\alpha$, $\psi\upsilon\chi\acute{\eta}$, $\pi\upsilon\epsilon\tilde{\nu}\mu\alpha$), — und zu sagen: unser Vaterland nach Leib und Seele — ist Rußland für die Russen, Deutschland für die Deutschen, Frankreich für die Franzosen; unser Vaterland nach dem Geiste ist für uns insgesamt die Antike. Das, was die Völker Europas einheitlich verbindet, ungeachtet ihres nationalen und Stammesunterschiedes — das ist ihre gemeinsame Abstammung von der Antike. Wir denken in gleicher Weise — darum verstehen wir auch einander, während die Völker, welche nicht zur europäischen Kultur gehören, mögen sie zivilisiert oder unzivilisiert sein, weder einander noch uns verstehen. Und diese Tatsache ist den Völkern schon, wenn auch noch lange nicht in genügendem Maße, zum Bewußtsein gelangt; sie sehen immer mehr die Antike als ihr gemeinsames Vaterland an. Italien und Griechenland — sie sind uns allen fast heilige Länder; die Kulturvölker Europas suchen, jedes seinen Kräften angemessen, sich eines Fleckchens Erde dort zu Forschungen und Ausgrabungen zu versichern; jede einigermaßen wichtige Entdeckung auf dem Gebiet der alten Literatur und Kunst erregt das Interesse der ganzen zivilisierten Welt, während gleiche Entdeckungen auf dem Gebiet der neuen Literaturen und Künste selten die Geister außerhalb der Grenzen des Staates, den sie unmittelbar angehen, erregen. Ja, das gemeinsame antike Vaterland — das ist das Fundament der Einheit der europäischen Zivilisation; darum eben dienen auch umgekehrt die zentripetalen Kräfte in der europäischen Menschheit direkt oder indirekt zum Nutzen des Studiums der Antike. Diese Sachlage ist von Wichtigkeit für

das Verhältnis der beiden Parteien, in die die Gesellschaft in den Ländern europäischer Kultur zerfällt, zur Antike — der Nationalisten und ‚Europaisten‘, oder wie sie bei uns heißen, der Slavophilen und ‚Westler‘. — Wenn ein Nationalist sich zur Antike ablehnend verhält, so ist das einfache Unbildung: er weiß nicht, oder vergißt, daß die Antike seit jeher ein Element der Kultur seines Volkes bildet, daß er also, indem er die Antike verachtet, sich zur Unkenntnis dessen verurteilt, was er doch wissen wollte. Wenn aber ein Westler dasselbe tut, so ist das schon eine doppelte Unbildung: er sägt direkt, möchte man sagen, den Ast ab, auf dem er sitzt.

Somit hat uns die Entwicklung der Kulturgeschichte der modernen Völker klar gemacht, eine wie ungeheure Rolle das antike Vaterland bei der Bildung ihres Verstandes- und Geisteswesens gespielt hat; ist damit alles gesagt? Nein, nicht alles. Denn dagegen gäbe es doch eine sehr einfache Erwidern; wozu brauchen wir überhaupt die Vergangenheit? lebt der Gegenwart! Ja, natürlich; aber hier kommen die Naturwissenschaften, besonders die Biologie, der Geschichte zu Hilfe, indem sie den oberflächlichen Weisheitssatz: „was gewesen ist, ist nicht“, umstoßen. Nein, meine Herren — was gewesen ist, das ist; wir können uns von unserer Vergangenheit nicht losmachen, da sie in uns selbst fortlebt, ganz wie in einer hundertjährigen Eiche ihre ganze Vergangenheit von der Zeit an, wo sie noch ein einjähriges Stämmchen war, fortlebt. Dieses stimmt für jedes Individuum und stimmt um so mehr für Gesellschaften und Völker. Wir müssen unsere Vergangenheit studieren, um uns selbst zu erkennen, da wir — ein Resultat dieser Vergangenheit sind. Uns selbst aber müssen wir kennen, um unser Geschick vernünftig leiten zu können, um nicht unbewußt, wie das Vieh, dahinzuleben. Diese Wissenschaft lehrt die Schule nicht — sie wird im Laufe des Lebens erworben, da sie das Resultat jenes Austausches der Kulturgüter bildet, von dem schon anfangs die Rede war.

Gehen wir indessen zu den Einzelheiten über — zu den Kulturelementen, die das Altertum uns vermacht hat, und die wir als belebende Säfte für unsere eigene Kultur gebrauchen. Hier steht an erster Stelle natürlich die Religion.

Das Altertum hat uns jedoch nicht eine, sondern zwei Religionen vermacht: die christliche und die heidnische (die antike im engen Sinne). Tatsächlich kann man das Christentum von der Antike nicht trennen; erstens (wenn auch nicht vor allem) weil die griechische Sprache zugleich auch die Sprache der ältesten christlichen Schriften ist, — und die Sprache ist, wie wir gesehen haben, des Volkes Bekenntnis. Ja, das Christentum in der Gestalt, in welcher es auf uns gekommen ist, hat das griechi-

sche Volk großgezogen; es trägt bis heute seinen unverwischbaren Stempel. Wir können das Christentum nicht begreifen, ohne seine griechischen Schriftdenkmäler zu studieren; nehmen wir z. B. die bei uns so berühmte Lehre davon, daß man dem Bösen nicht widerstreben soll. Hat wirklich der Heiland gelehrt, ‚dem Bösen‘ nicht zu widerstreben . . . oder nur, ihm nicht ‚durch Böses‘ zu widerstreben? Es ist nicht meine Aufgabe, diesen Streit zu entscheiden; aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie, um ihn zu entscheiden, nicht von einer Übersetzung, sondern selbstverständlich vom griechischen Urtext ausgehen müssen, — und der ist wirklich etwas zweideutig: im Satze *μη ἀντιστῆναι τῷ πονηρῷ* kann das letzte Wort sowohl ‚dem Bösen‘, als auch ‚durch Böses‘ bedeuten. Hieraus sehen Sie, welche Bedeutung die griechische Sprache für den gebildeten Christen hat; doch dies nur nebenbei, unser Thema lautet hier anders.

Ich habe das Christentum der Antike zugerechnet, erstens, weil das Griechische die Sprache des ursprünglichen Christentums war; aber hauptsächlich darum, weil es mit der Antike durch die Gemeinsamkeit der Entwicklung und der Stimmung verbunden ist. Das Christentum bildete natürlich die Erfüllung des hebräischen Gesetzes und der alttestamentlichen Prophezeihungen; doch bildete es mindestens in gleichem Maße die Erfüllung jahrhundertelanger Bestrebungen und Hoffnungen der antiken Völker. Das hat man früher nicht gewußt und hielt daher jene zweite, im engen Sinne antike Religion für nutzlos und sogar für schädlich; aber jetzt ist es hinlänglich bekannt und erforscht. Wir beugen uns vor der großartigen Auffassung dieser heidnischen antiken Religion; wir lesen mit wahrer Ehrfurcht das Gebet zu Zeus bei Äschylos, — ich habe in der vorigen Vorlesung einen Abschnitt aus ihm angeführt — in dem er seinem Gott, „wer er auch immer sei“, dafür Dank zollt, daß er „den Menschen auf den Weg der Erkenntnis geführt hat, indem er dem Worte: ‚durch Leiden lerne‘ Kraft verliehen hat! Und siehe, in der Nacht kommt an Stelle des Schlafes die nieschlummernde Sorge und nagt mit stetem Tropfen an unserem Herzen, und gegen unseren Willen lernen wir tugendhaft sein. So ist die Gnade (*χάρις*), die dem Menschen von Gott widerfahren ist, der machtvoll am heiligen Steuer des Weltalls sitzt“.

Wie Sie sehen, mache ich einen Unterschied zwischen der antiken Religion und der antiken Mythologie, die früher identifiziert wurden; natürlich sind einige Mythen auch Träger religiöser Lehren, doch zur Mehrzahl kann unser, wie auch der Alten Verhältnis nur ein ästhetisches oder ethisches sein. Was soll man über diese antike, oder richtiger, griechische Mytho-

logie sagen? Ich wünschte wohl, die Verse unseres Dichters¹⁾ ständen mir zu Gebote, um lebendig und wahr die Märchenwelt der Antike beschreiben zu können, dieses Rauschen der immergrünen Eiche der griechischen Sage, die dem Boden des ältesten griechischen Heiligtums, dem sturmumbrausten Dodona entsprossen ist; was gibt es da nicht alles für Bilder! Da ist der grimme Achill, der verhärteten Herzens zuschaut, wie die Schiffe seines Volkes aufflammen, als Genugtuung für die ihm angetane Kränkung; da ist der königliche Greis Priamos, der, um den Leichnam seines Sohnes auszulösen, demütig die Hand seines Mörders küßt; da ist der edle Dulder Odysseus, der, während eine Göttin ihn liebkost, sich nach seinem fernen Heimatlande sehnt; da sammelt der mutige Jason die Helden zum wunderbaren Zuge ins goldene Kolchis; da steigt der treue Orpheus ins Schattenreich hinab, um von der Beherrscherin der Toten seine Eurydice zu erflehen; da erkaufte die stolze Märtyrerin Antigone mit ihrem Leben das Recht, dem toten Bruder die letzte Liebespflicht zu erweisen; da geht die sanfte Iphigenie für des Vaters Ruhm freiwillig in den Tod; da erschlägt die eifersüchtige Medea in ihrem Rachewahn ihre Kinder; da weint das steinerne Bild der einst gesegneten Niobe über sein zerstörtes Glück. Diese Gestalten sind niemals gestorben; sie fesselten die größten Geister der Antike, solange sie am Leben war; nach ihrem Tode aber übernahm sie das Mittelalter, wo sie ein neues Leben zum Teil unter denselben, zum Teil unter anderen Namen lebten. Die schöne Venus lockt die Ritter in ihre Zaubergrötte; der kühne Seefahrer Odysseus segelt in den Ozean hinein, bis sein Fahrzeug am senkrechten Felsen des Fegefeuers zerschellt; die Zauberin Circe hält unter dem Namen Armida die Kreuzfahrer von ihrer heiligen Ruhmestat zurück; Helena tauschte die griechischen Helden ein gegen den Gedankenheros Faust. Und reicher, immer reicher wird der Blütenkranz der Poesie über den Häuptern der Helden der griechischen Sagen; jede Epoche der Neuzeit fügte ihm ihre Blüten hinzu. Achilles und Ödipus, Antigone und Medea — das sind schon keine griechischen Gestalten mehr: die Liebe der ganzen Menschheit hat sie aufgenommen. So sind sie auf uns gekommen: jetzt sind sie unser — das herrlichste Erbteil unseres geistigen Vaterlandes. Und wir machen sie uns seelenverwandt, uns zu Genuß und Lehre; und tatsächlich haben diese Gestalten, nachdem sie die läuternde Glut der Weltgeschichte überwunden haben, das Zufällige und Bedingte, man könnte sagen, Irdische

¹⁾ Gemeint ist Puschkin, der im Eingange seines Märchenepos ‚Ruslan und Ludmila‘ die russische Märchenwelt ähnlich geschildert hat, wie es hier mit der griechischen versucht wird.

verloren, das ihnen anfangs eigen war; jetzt sind es Verkörperungen reiner Ideen, von unschätzbarem Werte für den Dichter und Denker. Und nicht nur für ihn; ich habe schon gesagt, daß diese Gestalten in Werken der neueren Zeit, bei uns unter fremden Namen fortleben. Der unglückliche Orestes, den die Pflicht der Blutrache drückt, lebt fort auf unserer Bühne im Dänenprinzen Hamlet; doch ist dies nur der kleinste Teil. Wie viele hochehrwürdige Märtyrerinnen verdanken der Antigone ihre Entstehung, wie viele finstere Eifersüchtige — der Medea! Das ist oft nicht einmal ihren Dichtern bewußt; sie glauben der Stimme ihrer eigenen Seele zu lauschen — und wissen es nicht, daß es das gleiche Rauschen der immergrünen Eiche der griechischen Sage ist, die dem Haine des pelasgischen Zeus im sturmumbrauten Dodona entsprossen ist . . .

Die Mythologie führt uns auf natürliche Weise von der Religion zur Literatur der Antike, da sie den Inhalt eines bedeutenden Teiles ihrer poetischen Werke bildet; aber die antike Literatur ist uns nicht nur wegen ihres Inhalts von Wichtigkeit — sie ist es uns wegen ihrer Form und hauptsächlich wegen ihres Geistes. Was die Form anbetrifft, so bitte ich Sie, daran zu denken, daß die Antike alle literarischen Typen, von denen unsere Literatur lebt, geschaffen hat — tatsächlich geschaffen, da sie vorher nicht existierten — und dabei nicht auf einmal, sondern einen nach dem andern in ihrem organischen Entwicklungsprozeß. Und hier möchte ich an jeden, der sich für die Literatur interessiert, — und jeder interessiert sich heute für sie, — die Frage stellen, was er angesichts dieser Literaturtypen, denen er in seinem Leben begegnet, empfindet? Warum sind es gerade die Tragödie, die Komödie, der Roman, die Novelle, die Lyrik, das Epigramm usw., und nicht andere? Weshalb sind für einige Literaturtypen Reim und Versmaß erforderlich, für andere — nur das Versmaß, für noch andere — weder Reim noch Versmaß? Was, wiederhole ich, empfindet ein Mensch, der sich für die Literatur interessiert, angesichts dieser Tatsachen? — Nun, ich denke, die Mehrzahl wird, ehrlich gesprochen, antworten: rein gar nichts. Und wirklich, wer nur von der Gegenwart lebt, der entwöhnt sich gar bald des Denkens: — denn Denken heißt doch, Ursache und Folge verbinden, die Ursache für die Gegenwart liegt aber in der Vergangenheit. Doch nehmen wir einen nachdenklichen Menschen. Er wird sich wahrscheinlich, um eine Erklärung der Ursache zu erhalten, an die Literaturwissenschaft, die Theorie der Literatur, wenden — und schnell enttäuscht sein: die Theorie der Literatur als Wissenschaft ist der Zukunft vorbehalten, bisher klassifiziert und illustriert sie eher, als daß sie erklärt. Nein, jetzt gibt es für einen nachdenklichen

Menschen nur einen Weg: die Frage über den Sinn der Literaturtypen beantwortet nur die Geschichte ihrer Entstehung d. h. die antike Literatur. Hier sehen wir mit eigenen Augen, wie sich aus dem lyrisch-epischen Urkeim zuerst die epische Poesie entwickelt; da es keine Schrift gab, so war das Gedächtnis der einzige Aufbewahrungsort für alles, was man wissen mußte, dem Gedächtnis aber mußten Versmaß und Melodie zu Hilfe kommen. Und daher fand im Epos alles Platz, was man wissen mußte: die Taten der Götter und der Vorfahren, Prophezeiungen, Gesetze, Anleitungen zum Leben und zum Arbeiten; daher stammt seine Teilung in einen heroischen und didaktischen Zweig. Die Entwicklung der Musik führte dazu, daß die Versmaße komplizierter wurden: aus dem Epos entwickelt sich die Lyrik mit ihren verschiedenen Abarten — der Elegie, der Ballade, dem Lied, der Ode; je weiter, desto mehr erweitert sie ihren Gesichtskreis, verschlingt schließlich das Epos und ergibt mit ihm zusammen das Drama, — die Tragödie und die Komödie. Aber währenddessen verbreitet sich auch immer mehr und mehr die Schrift; es entsteht die Prosa; die Prosa konkurriert mit der Poesie als Schatzkammer dessen, was man wissen muß; dennoch erhält sich das Gefühl, daß die Poesie über Vorzüge verfügt, die die Prosa nicht besitzt; ihr Versmaß entspricht mehr dem erregten Zustande der Seele, als der ebenmäßige Fluß der Prosa, sie fährt fort, das leidenschaftlich bewegte Element der menschlichen Natur auszudrücken, während sie der Prosa das intellektuelle Element überläßt. Das Epos stirbt, an seine Stelle treten die historische Prosa und die philosophische Prosa. Aber das Leben entwickelt sich immer fort und fort, die Leidenschaften toben in den Voksversammlungen, sie toben in den Gerichten; es entsteht eine neue Art Prosa, die auch der Leidenschaft Raum gewährt — die rednerische. Das Element der Leidenschaft nähert die rednerische Prosa der Poesie, sie nimmt eine Art Versmaß an, das der Prosarhythmus genannt wird, schenkt der gleichmäßigen Einteilung der Perioden ihre Aufmerksamkeit und betont zuweilen, um einen stärkeren Eindruck zu erzielen, diese Einteilung durch Reime. Mit diesem lyrischen Element bedroht die rhetorische Prosa die Poesie mit dem Untergange; dieser Untergang wird dank der Liebe, die die Griechen nach Verlust ihrer politischen Unabhängigkeit zur Vergangenheit faßten, hinausgeschoben. Es entsteht die romantische Poesie der sogenannten alexandrinischen Periode; diese Poesie läßt die früheren Poesietypen wieder erstehen und fügt ihnen, als den echten Ausdruck ihrer romantischen Stimmung — die Idylle hinzu. Währenddessen gelangt die Literatur nach Rom; dieses führt auch zum Wiedererstehen der poetischen Typen, aber in lateinischer Sprache, und zur Schaffung eines neuen Typus, eines

natürlichen Produktes des Zusammenstoßes einer eingeführten Kultur mit der einheimischen Derbheit, — der römischen Satire. Aber dennoch wird der Sieg der Prosa über die Poesie dadurch nur hinausgeschoben; im Bewußtsein ihrer Kraft drängt sie sich aus der Welt des Seins in das Reich der Phantasie, das bisher der Poesie vorbehalten war, es entsteht der Roman und die Novelle, dieses jüngste Kind der antiken Literatur. Zum Triumph der Prosa trägt auch der Umstand bei, daß das für die alten Sprachen charakteristische Element der Quantität der Silben, worauf die ganze antike Metrik basiert, in der Zeit nach Christi Geburt zu verschwinden beginnt; als sich daher das Verlangen nach einer neuen Volkspoesie einstellte, wobei sich unter anderem auch der Einfluß des Christentums geltend machte, da ward ihre Form nur zum Teil der alten Poesie entlehnt, hauptsächlich aber der rhythmischen Prosa; die charakteristische Eigentümlichkeit der letzteren — die gleichmäßige, durch Reime betonte Einteilung der Perioden — wurde auch zur charakteristischen Eigentümlichkeit der neuen Poesie. So entstand die spätclassische Poesie, die das ganze Mittelalter hindurch währte: *stabat mater dolorosa juxta crucem lacrimosa*, und all das Übrige. Dabei hat sich diese poetische Form alle Völker mit europäischer Kultur erobert und überall die naiven, der Entwicklung unfähigen einheimischen Formen verdrängt. Wir alle, die Völker des neuen Europa, zehren an diesem Erbteil, einschließlich unserer Volkspoesie. Freilich hat es nicht an Versuchen gefehlt, diese antiken Formen durch andere, der Poesie nicht antiker Völker — wie der indischen und arabischen — entlehnte Formen zu ersetzen; doch wurden diese Versuche nicht von Erfolg gekrönt. Ja, noch mehr: unsern Nachbarn, den Deutschen, ist es nicht einmal gelungen, ihre althergebrachte poetische Form, den Stabreim, zu neuem Leben zu erwecken. Bisweilen gelang seine Nachahmung sehr gut, am besten Wagner in seiner berühmten Trilogie; dennoch ist sein Gebiet ein sehr beschränktes geblieben. Außerhalb der deutschen Sage ist er nicht anwendbar, weder der Faust noch die Jungfrau von Orleans konnten so geschrieben werden.

So leben wir denn, was die Typen und Formen der Literatur anbelangt, noch bis zum heutigen Tage von der Antike; die späteren Zeiten haben sie zum Teil vereinfacht, zum Teil mannigfaltiger gestaltet, doch haben sie ihnen nichts prinzipiell Neues hinzugefügt. Aber ich sprach auch vom Geiste der antiken Literatur, und Sie hegen wahrscheinlich schon selbst die Vermutung, daß dieser Geist — das wichtigste Erbteil der Antike ist. Ja, gewiß; doch muß ich mich hier mehr als anderswo der Kürze befleißigen, sogar auf die Gefahr hin, sehr wichtige Seiten meines Themas auszulassen. Ich begnüge mich,

zwei Beispiele anzuführen; eines, das sich auf den Geist der antiken Geschichtschreibung, das andere, das sich auf den Geist der antiken Philosophie bezieht — beide natürlich als Literaturtypen betrachtet.

Die Geschichtschreibung treffen wir nicht nur bei den antiken Völkern an: auch die Völker des Orients und die Hebräer besaßen sie. Aber bei den Völkern des Orients hatte sie ein ganz besonderes Ziel: die Verherrlichung der Taten ihrer Herrscher, ihrer Siege, Bauten usw.; die Niederlagen und Schandtaten der Herrscher wurden nicht aufgezeichnet. Einen andern Gesichtspunkt brachte Israel zur Geltung: seine Geschichte diente ihm zum Zeugnis der beständigen Fürsorge seines Gottes Zebaoth, der sein auserwähltes Volk, wenn es seine Gesetze hielt, belohnte und für seinen Ungehorsam strafte; die israelitische Geschichtsschreibung verfolgte daher das Ziel, wo nur irgend möglich, auf diesen Finger Gottes hinzuweisen. Bei den alten Griechen finden wir zuerst den Begriff, der als solcher den Geschichtsschreibern des Orients, einschließlich Israels, sinnlos erschienen wäre: den Begriff der historischen Wahrheit. Weshalb schreibt Herodot seine Geschichte? „Damit das Gedächtnis an die Taten der Menschen nicht verloren gehe, und damit die großen und wunderbaren Dinge, die sowohl die Hellenen wie auch die Barbaren vollbracht haben, ihren Ruhm nicht verlieren.“ Beachten Sie: sowohl die Hellenen, wie auch die Barbaren. Der Historiker steht über den Nationalitäten; die große Tat an sich interessiert ihn, verlangt von ihm ihre Belohnung und erhält sie auch, ohne Ansehen der Person, die sie vollbracht hat. Natürlich ist bei Herodot nicht alles authentisch, er erzählt harmlos Legenden, doch ohne jede böse Absicht: es war nichts zu machen, da zu seiner Zeit die historische Kritik erst in ihren Anfängen war. — Die historische Kritik . . . damit haben wir die zweite Seite der Sache berührt. Als ich in der vorigen Vorlesung über das Wahrheitsgefühl sprach, wies ich darauf hin, daß es nicht eine, sondern zwei Forderungen umfasse — erstens: „Deine Worte sollen deinem Urteil entsprechen“, d. h. „lüge nicht“; zweitens: „Dein Urteil soll der Wirklichkeit entsprechen“, d. h. „irre dich nicht“. Der ersten Forderung hat Herodot Genüge geleistet; der zweiten Forderung Genüge zu leisten, war seinem Nachfolger Thukydides überlassen. Der begnügt sich nicht mehr mit der wahrheitsgetreuen Wiedergabe dessen, was er gehört hat; er versucht auf jede Weise das Gehörte zu prüfen, vergleicht die Aussagen der Athener mit denen der Spartaner, Korinther usw., um auf diese Weise zur historischen Wahrheit zu gelangen. So verfährt er, um Tatsachen festzustellen; doch ist dies eine verhältnismäßig leichte Aufgabe: der Historiker ist nicht nur Referent, sondern auch Richter. Wie ist nun

die historische Rechtsprechung des Thukydides beschaffen? So, wie wir es nur irgend wünschen können; wo wir auf zwei entgegengesetzte und unvereinbare Gesichtspunkte stoßen, da entwickelt er beide nacheinander in der Form von Disputationen zwischen den Vertretern beider Seiten. Reden kamen schon bei Herodot vor, aber bei ihm belebten sie nur in angenehmer Weise die Erzählung, — bei Thukydides dienen sie dem Hauptziel seiner Arbeit der Aufdeckung der historischen Wahrheit. — Natürlich sind nicht alle seinem Beispiel gefolgt: im vierten Jahrhundert sehen wir Versuche, die historische Wahrheit dem Patriotismus unterzuordnen und dann auch dem Bestreben zu interessieren; aber bei der ersten Geschichtsschreibung ist sein Prinzip unerschüttert geblieben. Im zweiten Jahrhundert schreibt Polybius das bemerkenswerte Wort, dem er auch die Tat folgen läßt: „Die Wahrheit ist das Auge der Geschichte“. Im ersten Jahrhundert v. Chr. formuliert Cicero hübsch die Hauptforderungen, die an die Geschichte zu stellen sind, in folgenden Worten: „ne quid falsi audeat, ne quid veri non audeat historia“, — Worten, die bis auf den heutigen Tag das Titelblatt der bedeutendsten historischen Zeitschrift, der französischen *Revue historique* schmücken. Anderthalbhundert Jahre später stellt Tacitus ungefähr dieselbe Forderung auf mit seinem berühmten *sine ira et studio*. — So ist der Geist der antiken Geschichtsschreibung. Was meinen Sie nun, sollen wir ihr darum einen Vorwurf machen, weil sie uns in einer oder der andern Beziehung zurückgeblieben erscheint, weil sie der äußeren Politik zu viel Aufmerksamkeit schenkt und sich zu wenig für die ökonomischen und sozialen Fragen interessiert? Diese Vorwürfe wären am Platze, wenn wir Philologen Ihnen die antike Geschichtsschreibung als Norm für die heutige empfehlen wollten; aber ich habe schon einmal gegen diese Insinuation Protest erhoben und protestiere dagegen auch jetzt. Nein, die Antike soll für uns keine Norm, sondern ein Same sein; wir sollen dieses Samenkorn der historischen Wahrhaftigkeit in uns aufnehmen, damit aus ihm der Baum der unparteiischen modernen Geschichtsschreibung erwächst. Von diesem Gesichtspunkte aus hat sich auch der größte Historiker der neuesten Zeit, Ranke, einen Schüler des Thukydides genannt.

Und ich glaube, daß wir niemals dieses Samenkornes mehr bedurft haben, als gerade jetzt. Gerade jetzt droht der historischen Wahrheit, diesem Auge der Geschichte, wie sie Polybius nennt, die größte Gefahr von ihren zwei geschworenen Feinden: dem Nationalismus und dem Parteiwesen; was das aber bedeutet, ist unschwer zu begreifen. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, was einige Schriftsteller unter Hottentottenmoral verstehen; diesem Terminus liegt eine, wahrscheinlich nicht sehr glaub-

würdige Anekdote zugrunde, — ein Hottentotte hätte auf die Frage eines Missionars, was gut und was böse sei, geantwortet: „Wenn mein Nachbar mir mein Weib raubt, so ist das böse, wenn ich aber des Nachbars Weib raube, so ist das gut.“ Jetzt werden Sie begreifen, daß dieses Hottentottenprinzip nicht nur bei privaten Beziehungen in Erscheinung tritt — da ist es für uns ungefährlich, und wir lachen darüber, — es ist bedeutend schädlicher auf dem Gebiete der nationalen und der Parteiinteressen. Wenn, nehmen wir an, ein Spanier warm für die in Portugal bedrückten Spanier eintritt, sich aber über ein gleiches Eintreten Portugals für die in Spanien geschädigten Portugiesen entrüstet; wenn derselbe Spanier, als Republikaner, dem Verbot der karlistischen Propaganda durch die Regierung seine volle Anerkennung zollt, am folgenden Tage aber dieselbe Regierung wegen des Verbots republikanischer Demonstrationen schmäht — so scheint es ihm, daß er in allen diesen Fällen durchaus folgerichtig und gesund urteile. Ich glaube aber, daß er im ersten Falle dem nationalen, im zweiten — dem parteilichen Hottentottismus huldigt — das ist alles. Und dennoch muß ich sagen: solange dieser Hottentottismus nur die Erwachsenen in ihren nationalen und Parteistreitigkeiten beherrscht, ist es erst der halbe Schaden; man behauptet, es ginge ohne dies nicht ab — ich will es nicht bestreiten. Aber damit geben sich unsere Spanier ja nicht zufrieden; sie fordern, daß die ganze Geschichte, soweit sie von Spaniern und für Spanier geschrieben wird, einen entsprechenden Charakter aufweise, damit man sehen könne, daß sie ein Spanier und nicht ein Portugiese geschrieben hat. Hier gedenke ich mit Wehmut des Thukydides; er beginnt seine Arbeit mit den Worten: „Thukydides von Athen hat diese Geschichte des Krieges der Peloponnesier mit den Athenern geschrieben“ — und es ist gut, daß er das tut, da ohne diese Worte, nach dem Charakter und der Tendenz seines Werkes, niemand erraten könnte, wer es geschrieben hat: ein Athener, Spartaner oder Korinther? Aber was ist dabei zu machen! Augenscheinlich muß die Geschichte, um ihren spanischen Charakter zu wahren, für die Dauer der ganzen neuen Zeit ihr ‚Auge‘ zudrücken; wollen wir uns damit trösten, daß die Wahrheit wenigstens in der alten Geschichte eine Zuflucht finden wird, da es nicht gut möglich ist, die alte Geschichte vom spanischen Gesichtspunkt aus zu schreiben. Und man hat wirklich Grund, sich darüber zu freuen. Ich werde niemals den oben angeführten Ausspruch Mablys über die neue und alte Geschichte unterschreiben; doch ist heutzutage unzweifelhaft das Studium der alten Geschichte von besonderer sittlicher Bedeutung. Hier urteilen wir nicht auf Grund vorgefaßter Sympathien; wir schenken unsere Billigung guten

Menschen und guten Taten, entrüsten uns über schlechte, ohne uns um die Nationalität der Menschen und Taten zu kümmern, um die es sich handelt. Hier findet der Hottentottismus keinen Boden: indem wir in die alte Geschichte eindringen, lernen wir gerecht sein. Aber gerade dieses paßt unsern Spaniern nicht; sie fordern die Ausschließung der alten Geschichte aus der Schule, oder wenigstens ihre Einschränkung zugunsten der neuen, besonders aber der spanischen Geschichte . . . Übrigens, meine Herren, haben Sie natürlich schon längst verstanden, daß ich hier von den Spaniern nur darum rede, weil sie weit ab wohnen, niemals erfahren werden, was ich über sie gesagt habe, und sich daher nicht gekränkt fühlen werden; habe ich doch in meinen vorhergehenden Vorlesungen schon so viele ‚gekränkt‘, daß es genügen dürfte. Nein, kehren wir nach Hause zurück. Was wird nicht alles vom Schulunterricht in der Geschichte gefordert! Er soll den Geist des Patriotismus züchten helfen und noch manche guten Geister dazu. Ich meinerseits verspreche mir von all der Züchtereier keinen andren Erfolg, als daß das ‚Auge‘ der Geschichte durch sie ernst und dauernd geschädigt werden wird. Nein, hätte ich hier etwas zu sagen — ich würde, als ein Schüler der Antike, kurz und nachdrucksvoll erklären: „Der Unterricht in der Geschichte soll den Geist der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit züchten — und damit Punktum.“